

spazieren gehen. Weit vor der Küste brach sich die Brandung am Korallenriff, unablässig zogen die Wolken über den Kanal von Mosambik, um sich in nichts aufzulösen, sobald sie die große Insel erreichten.

So vergingen die Tage, an deren Abenden wir auf den hölzernen Veranden saßen, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Jenseits des Horizonts lag Afrika, erahnbar an den weißen Wolkenstreifen, die sich wie Silberbänder den Horizont entlangzogen. Irgendwann an diesen Abenden, mal früher, mal später, öffnete Ulrike den Rotwein und schenkte zwei Gläser ein. Manchmal wurden auch die Aktivboxen herausgekramt und wir hörten Vivaldi am tropischen Strand.

Monika und Hiltrud hatten sich in einem Bungalow gleich neben uns eingemietet. Sie lasen den ganzen Tag, unterhielten sich oder spazierten über den weiten Strand. Ich brachte meine Reisetagebücher auf den neuesten Stand, spielte mit dem Hotelhund, bis ich erkannte, dass er Flöhe hatte und beobachtete, wie die Fischer ihren Fang am Strand verladen. Heute oder morgen würden wir diese Fische essen.

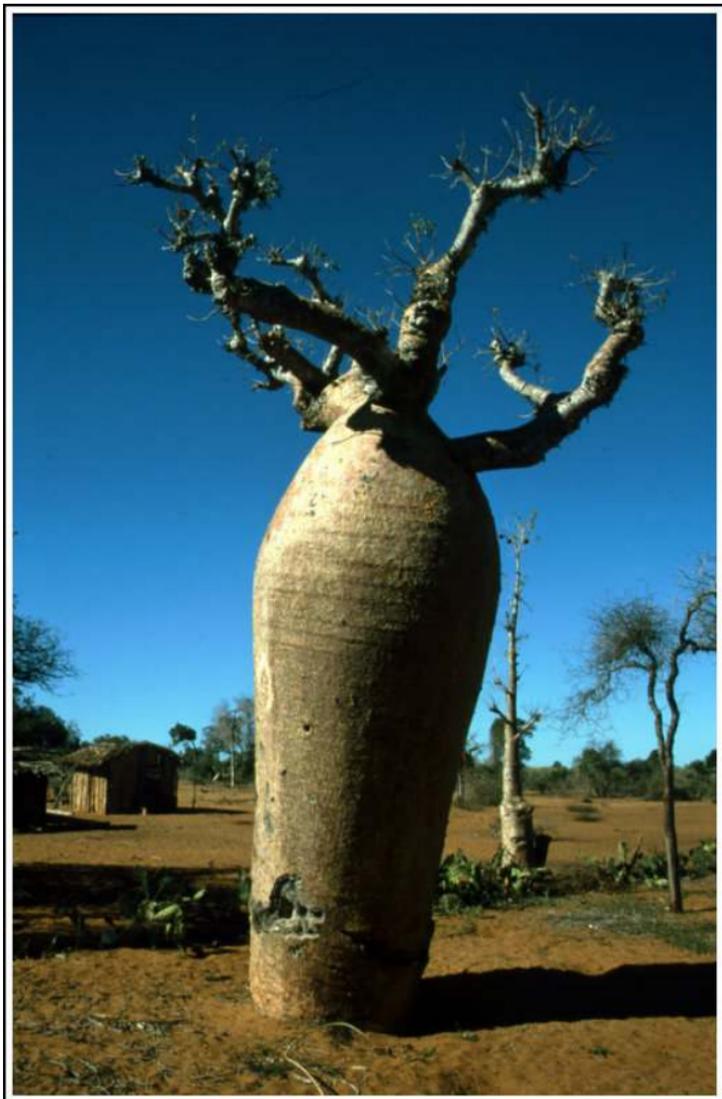
Auch Ulrike genoss die Tage in Ifaty, ich merkte es daran, dass sie weniger rauchte und mehr schlief. Manchmal erzählte sie von ihrer Startup-Firma in Düsseldorf, die in Schwierigkeiten geraten war, so dass sie möglicherweise ihren Job verlieren könnte, von ihrem Partner, einem liebevollen, aufrichtigen Menschen, der mit einem Alkoholproblem kämpft und ihrer hilflosen Mutter, der sie es trotz aller Mühen niemals recht machen konnte. Auch Monika und Hiltrud, die öfter auf ein Getränk herüberkamen, plauderten ein wenig aus dem privaten Nähkästchen. Als voll verbeamtete junge Lehrerinnen waren sie zur Familiengründung bereit, hatten aber ihren Prinzen noch nicht gefunden. Manchmal sprachen die beiden mit Ulrike darüber, wie dieser noch aussehende Prinz aussehen müsste und woran man ihn erkennen könnte. Dann machte ich

mich vom Acker und lief allein über den Strand. Ich dachte an zu Hause und wunderte mich einmal mehr darüber, wie locker meine heimatlichen Wurzeln geworden waren. Wie bei vielen Angehörigen meiner Generation folgte mein privater Alltag einem Fahrplan, der sich jeden Tag änderte. Keine Zeitangabe, keine Strecke, keine Haltestelle, kein Preis war konstant, mein privates Leben war eine einzige hochvolatile Terminbörse mit sehr intensiven, kurzfristigen Ausschlägen nach oben und unten. Kein Wunder, dass viele in die Fremde flüchteten. Einer ihrer Vorteile bestand darin, ein wenig Distanz zur Ziellosigkeit des eigenen Lebens zu erhalten.

In den ersten Tagen in Ifaty las ich Friedrichs Schnacks Reisetagebuch zu Ende. Wahrscheinlich war vieles von dem, was er über die Madagassen schrieb, nicht mehr wahr, aber es war reizvoll, ein fremdes Land durch die Subjektivität eines anderen Menschen zu erleben, auch wenn es halb Wahrheit, halb Dichtung war. Aber traf das nicht auf alle Reisebeschreibungen zu? Dafür ein Beispiel. „Der Madagasse der Steppen, Wälder, Küsten, der Berge und des Hochlandes ist im Allgemeinen wenig leidenschaftlich“, notierte Schnack. „Die Liebe ist für ihn eine Art Freundschaft. Seine Frau betrachtet er als eine unter vielen. Er liebt sie alle. Von einer schwankt er zur anderen, so wie ein Halm im Wind, der viele Halme berührt. Das Leben ähnelt einem heiteren Tanz, in dem sich die Figuren miteinander verschlingen.“ Das hörte sich fast modern an, mochte sich aber in der Praxis ganz anders vollzogen haben, wie Schnacks fiktive Rede der Brauteltern an den madagassischen Verlobten ihrer Tochter andeutete: „Nimmt unsere Tochter ihren Verlobten zum Ehemann, dann darf er sie nicht mit einem Besen verdreschen oder mit einem Strick verprügeln. Er soll ihr auch keine Fußtritte geben, sie trüge sonst Schaden davon. Noch weniger darf er ihr die Zähne einschlagen. Wenn es ihr in der Ehe nicht gut geht, soll sie zu uns zurückkehren, aber heil und ganz!“

Die Tage vergingen. Morgens weckte uns das Krähen der Hähne, dann schälte ich mich aus meinen zwei langen Hosen und Pollundern, die ich in der Nacht wegen der Kälte tragen musste. Denn so warm und mollig es am Tage auch war, in der Nacht herrschte der Winter auch über den Süden Madagaskars. Nach dem Morgenkaffee spazierten wir in einen Nachbarort zum Frühstück am Meer, danach war Lesen angesagt, gefolgt von kleinen Programmpunkten am Nachmittag. Manchmal paddelten wir zu zweit oder zu viert mit Kanus die Küste entlang, badeten ein wenig oder schnorchelten am Riff. Einmal unternahmen wir eine Wanderung durch den Dornenwald, bei dem es aber nichts zu lernen gab, weil der Junge, der uns führte, keine Ahnung von den Pflanzen hatte. Er schien zu glauben, dass es reiche, wenn er uns die größten und gefährlichsten Dornen zeigte - und im Grunde stimmte das auch. Das Wesen der Dornenpflanze war Abwehr - Abwehr gegen Pflanzenfresser, Abwehr gegen Insekten, Abwehr gegen die Hitze. Vorsichtig fuhr ich mit dem Zeigefinger über die Spitze einer Dorne. Sie war so messerscharf, dass ich verstehen konnte, dass sich Mensch und Tier von diesen Pflanzen fernhielten. Das liebliche Gesicht der Tropen entpuppte sich auf der Ebene der Pflanzen und Tiere als ein Inferno der Gefährlichkeit.

Aber die Abwehr der Dornenpflanzen gegen die Pflanzenfresser war nur die halbe Miete. Ein ungünstiges Los der Evolution hatte die Gewächse in die trockenste Ecke Madagaskars verschlagen, wo das Wasser, die Grundlage allen Lebens, Mangelware war. Kein Wunder, dass sich der Fortschritt der Evolution bei den Pflanzen nicht nur an ihren Stacheln, sondern auch an ihrer Fähigkeit zeigte, jeden Schatten und jeden Tropfen Wasser für ihr Überleben zu nutzen. Dort, wo kein Wasser war, nährte sich die



fleischfressende Kannenpflanze vom Lebenssaft der Kleininsekten. Blüten rollen ihre Blätter ein oder veränderten ihren Winkel zur Sonne in der Mittagszeit. Und die riesenhaften Affenbrotbäume des madagassischen Südens speichern die Flüssigkeit unter ihrer daumendicken Rinde. Doch so wunderbar angepasst sich die Sukkulente auch unter der Glutsonne zu behaupten wissen, besonders schön wird man sie nicht nennen können - am wenigsten die große Didiereaceae, dieses krakenartige Holzgewächs, das seine meterhohen tentakelartigen Stachelarme während seiner ganzen Lebenszeit fast immer vergeblich dem Himmel entgegenstreckt.

Erwies sich die madagassische Pflanzenwelt unter dem Diktat von Fressfeinden und Dürre als erstaunlich anpassungsfähig, war sie aber auch eine Quelle der Angst. Diese Angst fand ihren Niederschlag in fantastischen Geschichten, die gerne weitererzählt wurden. Auch wenn sie oft nur Humbug waren, besaßen sie Realität, weil sie aus der Mentalität der Region erwachsen waren. So war in den altvorderen Zeiten viel von der madagassischen Riesenananas die Rede gewesen, von der behauptet wurde, dass sie mit ihren Stacheln Menschen meuchele und von fleischfressenden Pflanzen, die sich selbst mit dem Blut ihrer Opfer düngten. Der englische Schriftsteller Frederick Marryat hatte im 19. Jahrhundert die Mär vom „Todesbaum“ verbreitet, in dessen Umkreis Wanderer von giftigen Dämpfen getötet würden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte diese Moritat übrigens eine amüsante Überprüfung gefunden. Ein französischer Kolonialbeamter hatte von einem "l'arbre de la mort" gehört, einem Baum im Stammesgebiet der Mahafaly, der mit seinen giftigen Dämpfen alles umbrachte, was sich in seine Umgebung verirrt. Der wackere Mann, ein echter Sohn Voltaires, hatte nicht gezögert, sich unter den besagten Baum aufs Ohr zu legen - und siehe, er hatte überlebt. "Du bist eben

ein 'Vazaha', ein Weißer, da wirkt der Zauber nicht", hatten die Einheimischen den Franzosen beschieden.

Auch Friedrich Schnack war dem Todesbaum auf der Spur gewesen. Mit Zigaretten und Chininpräparaten hatte er die Mahafaly so lange mit Bestechungsgeschenken traktiert, bis sie ihm zwei Todesbäume zeigten, unter denen in der französischen Kolonialzeit dutzende Einheimische gestorben waren. Erst ein genaues Studium der Gerichtsakten hatte Schnack auf die richtige Spur geführt. Eine kollektive Wahnvorstellung hatte viele Mahafaly veranlasst, sich unter den beiden Bäumen selbst umzubringen, weil es hieß, dass die französische Kolonialarmee nur durch Tote zu besiegen sei. Natürlich hatte der Krieg der Toten gegen die Franzosen nicht den erhofften Erfolg gebracht. Stattdessen war die Art des Sterbens in Vergessenheit geraten, und geblieben war nur die Legende vom mörderischen Baum.

In dieser grenzüberschreitenden Welt von Leben und Tod, Tag und Traum herrschen die Ahnen, notierte Schnack. Es gab kein herausragendes Ereignis, das nicht durch die Ahnen beeinflusst wurde, keine Naturschönheit, in deren Umgebung es sich die Geister nicht bequem gemacht hätten. Das traf besonders für den madagassischen Süden zu, in dessen ausgetrockneten Flussbetten nach dem Glauben der Einheimischen die ruhelosen Seelen der Verstorbenen auf ihre Opfer warteten. Wie ein dichtes Netz aus Fadys warfen die Geister ihre Verbote über die Existenz der Lebenden, denen man am Tage die Last, die auf ihren Schultern lag, nicht anmerkte.

Für die wenigen Touristen am Strand von Ifaty traf das in noch viel höherem Maße zu. Sie hatten mit dem Jenseits nichts zu schaffen und lebten ganz im Hier und Jetzt, als sei das irdische Paradies, wenigstens für eine kurze Zeit, Wirklichkeit geworden.



*Im madagassischen Südosten*



## **Zu Besuch bei den Lemuren**

*Tolagnaro, Berenty  
und der madagassische Südosten*

So weltentrückt die Tropen auch daherkommen, so mangelt es ihnen fast immer an geschichtlicher Tiefe. Ihre Schönheit besitzt etwas Zeitloses und ist nur dem Diktat der Elemente unterworfen. Das war in Tolagnaro anders. Die Küste von Tolagnaro im madagassischen Südosten hatte immer schon die Menschen angezogen, die – kaum dass sie eingetroffen waren – sich anderer Menschen zu erwehren hatten. Zuerst waren die Antanosy aus Ostafrika gekommen und hatten sich in der Auseinandersetzung mit anderen Stämmen ihren Platz an der Küste gesichert. Dann hatte es Anfang des 16. Jahrhunderts portugiesische Seeleute als Schiffbrüchige an die Küste von Tolagnaro verschlagen. Gegen alle Wahrscheinlichkeit war es ihnen gelungen zu überleben und eine Festung zu erbauen. Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. 1643 waren die Franzosen erschienen und hatten auf der heutigen Halbinsel von Tolagnaro eine Befestigung angelegt, die sie zu Ehren des gerade geborenen Thronfolgers „Fort Dauphin“ nannten. Als die Franzosen anfangen, die Eingeborenen zu versklaven, kam es zum Krieg, an deren Ende 1674 die französischen Kolonisten von den Antanosy massakriert wurden.

Dann war erst einmal fast ein Vierteljahrtausend Ruhe im madagassischen Südosten. Abgesehen von einigen Piraten, die sich von Zeit zu Zeit in den Buchten versteckten, ließen sich die Europäer nicht mehr blicken. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts, als die Franzosen ganz Madagaskar

gewaltsam unterworfen, kehrten sie nach Fort Dauphin zurück und brachen den Widerstand der südmadagassischen Stämme mit unerbittlicher Härte.

Das war lange her, die Franzosen waren verschwunden, und niemand weinte ihnen eine Träne nach. Fort Dauphin war Geschichte, die Stadt hatte ihren Namen geändert und hieß nun Tolagnaro. Seitdem eine kanadische Gesellschaft erhebliche Summen in den Abbau von Titanerz investiert hatte und der Tourismus in Schwung gekommen war, ging es wieder langsam aufwärts im madagassischen Südosten.



*Anflug auf Tolagnaro*

Wir erreichten Tolagnaro mit einer Maschine der Air Madagascar nach einem 45minütigen Flug. Wir hätten von Toliara aus auch zwei Tage lang mit dem Busctaxi den Süden Madagaskars durchqueren können, doch nach unseren Erfahrungen im Hochland hatten wir darauf verzichtet. In einem weiten Bogen flog die Maschine aus dem Hinterland über die Küste, um dann zu wenden und vom Meer her frontal auf den Flughafen zuzusteuern. Der Anblick der vor uns liegenden Küste war atemberaubend. Rückblickend würde ich sagen, dass ich mich nur an ganz wenige Buchten in der Welt erinnern kann, die der Bucht von Tolagnaro gleichkommen - vielleicht die Playa Manuel

Antonio in Costa Rica, die Bucht von Parati in Südbrasilien oder die Küste von Morea/Tahiti. Die Besonderheit der Küste von Tolagnaro besteht in ihrer außergewöhnlichen Topografie, die aus der Adlerperspektive der halb ausgestreckten Hand eines Lemurs gleicht. Zwischen den „Fingern“ der stark durchgliederten Halbinsel erstreckt sich ein halbes Dutzend Buchten, jede von ihnen mit einer weit geschwungenen Küstenlinie und Weißsandstränden versehen und von Meer und Bergen begrenzt.

Dann verschwand die Gesamtansicht, die Maschine landete auf dem kleinen Flughafen, passierte ein ausgemustertes Flugzeugwrack neben dem Rollfeld und stoppte vor dem kleinen Flughafengebäude. Ohne groß zu überlegen, nahmen wir den Zubringerbus zwischen Flughafen und Stadt. In diesem Bus lernten wir Steffi und Dano kennen, eine junge Amerikanerin und einen Swahili aus Sansibar, die sich zusammengetan hatten, um gemeinsam Madagaskar zu bereisen. Steffi war nicht älter als Anfang zwanzig und hatte sich mit dem Geld ihrer Eltern aufgemacht, ein Jahr lang die Welt zu erkunden. Etwas durch und durch Kindliches ging von ihr aus, etwas Vernaschtes, als sei die Welt ein Kuchen, der sorglos verspeist werden konnte. In Sansibar hatte sie Dano kennengelernt, einen schwarzen Apoll, in den sie sich auf der Stelle verliebte. Nun reisten die beiden auf der Grundlage von Steffis Reisekasse durch den Süden Madagaskars. Dano schwieg zum freimütigen Bericht seiner Reisepartnerin. Er hatte eine Art, im Bus zu sitzen wie ein König auf seinem Thron, und obwohl er jung und wahrscheinlich auch arm war, besaß er die Ausstrahlung eines Prinzen. Als wir am Libanona Beach im Süden von Tolagnaro den Bus verließen, um in ein Strandhotel einzuchecken, folgten uns die beiden. Uns war es recht, denn sie störten nicht, sondern waren die meiste Zeit ohnehin mit sich selbst beschäftigt.

\*

Wir verbrachten einige Tage im madagassischen Südosten, schliefen lange, aßen gut und wanderten die Küste auf und ab. Mindestens einmal am Tag verdunkelte sich der Himmel, die Brandung des Ozeans wurde stürmischer, und wir zogen uns ins Hotel zurück. Dann öffnete der Himmel seine Schleusen, und eine Stunde lang regnete es wie aus Eimern. Das herrliche Panorama von Meer und Bergen verschwand hinter einer Regenwand, ehe der Guss von einem auf den nächsten Moment zu Ende ging. Mit einer Abruptheit, die in den Tropen immer wieder verblüffte, verschwanden die Wolken, und der Himmel zeigte sich wieder von seiner strahlendsten Seite. Dann dampften Felder und Böden, ehe der Zyklus von neuem begann.

Wenn die Sonne schien, war Tolagnaro eine entspannte Stadt, ein Mittelding zwischen Großstadt und Dorf mit Kralcharakter und viel lokalem Kolorit. Obwohl es hieß, dass sich die Stadt stürmisch entwickle, war ihr Tempo verhalten. Niemand rannte, und die Langsamkeit, mit der die Polizisten die Straßen überquerten, war sehenswert. Konnte es sein, dass Langsamkeit ein Statusmerkmal war? Wir spazierten durch die Innenstadt und stießen auf einen Markt, der es an Umfang und Lebhaftigkeit nicht mit den Märkten des Hochlands aufnehmen konnte, aber trotzdem daherkam wie eine Freiluftausstellung des örtlichen Lebens. Gottergeben hingen die Babys, dick eingewickelt, auf den Rücken ihrer Mütter. Wie feuerrote Kügelchen lagen die Tomaten in den Auslagen. Ein Vater zog seinem jämmerlich schreienden Filius einen Splitter aus der Sohle. In Todesangst blökten die Böcke, die zum Schlachten geführt wurden. Ich sah zwei Tunichtgute lachend zwei dick geschminkte Frauen in ihr baufälliges Auto schieben. Wo es wirtschaftlich aufwärtsgeht, ist auch die Sünde nicht weit. Nach einigen entspannten Tagen fuhren wir mit der regulären Fähre auf die andere Seite der Bucht nach Evatra. Das Boot durchquerte kleine Wasserstraßen, an denen



Schilfgewächse und Mangroven wuchsen. Vor der Küste kreuzten Männer und Frauen in Mokoro-Booten, wie ich sie in Botswana gesehen hatte. Evatra war ein afrikanisches Dorf mit Rundhütten und Bastmattendächern, einer staubigen Dorfmitte, über die die Ziegen liefen und hageren Großmüttern, die über ihre Enkel wachten. Diese Enkel waren wie vom Donner gerührt, als sie plötzlich eine blonde Frau im Dorf entdeckten. Eine grenzenlose Neugierde brach sich Bahn, die zu einer kleinen Zusammenrottung führte, aus der heraus wir hemmungslos begafft wurden. Als sich Ulrike für ein Baby interessierte, das uns mit großen Augen anstarrte, wurde es ihr sofort in die Arme gelegt. Auch Fotografieren war in Evatra kein Problem, vor

allem, wenn die Einheimischen zusammen mit Ulrike vor die Linse durften. Ich notierte: *Eine blonde Frau in einem madagassischen Dorf ist immer noch ein Augenöffner.*



Der Rest des Tages verging mit Wanderungen im Hinterland des Dorfes und einem Aufstieg in die Berge. Vom Gipfel eines stattlichen Hügels überblickten wir die Lagune, die Dünen und die Brandung des Indischen Ozeans in der flirrenden Hitze eines madagassischen Mittags. Ich hätte stundenlang an diesem Ort oberhalb der Küste sitzen können, doch da sich die tägliche Wolkenverdunkelung bereits wieder bemerkbar machte, begaben wir uns auf den Rückweg. Als wir uns auf dem Weg zum Dorf verliefen, begegneten wir einer Gruppe von Kindern, die uns merkwürdigerweise keine Auskunft geben wollten. Stattdessen liefen sie kichernd hinter uns her, um zu sehen, ob wir den richtigen Weg finden würden. Auch als wir endlich wieder im Dorf ankamen, wick die Gruppe nicht von unserer Seite. Erst als unser Boot für die Rückreise nach Tolagnaro abstieß, blieben sie zurück und winkten.

Hundert Kilometer westlich von Tolagnaro liegt das Land der Antandroy, das für zweierlei bekannt ist: erstens für das besonders strenge Regiment, das die Ahnen über die Antandroy ausüben und zweitens für das Berenthy Naturreservat. Im Berenthy Naturreservat am Mandrare River befindet sich das größte Biotop frei lebender Lemuren in ganz Madagaskar. Allerdings war ein mehrtägiger Ausflug in das Berenthy Reservat nur im Gruppenverband zu buchen. Gruppenweise wurden die Touristen zum Reservat transportiert, gruppenweise wurden sie in Bungalows untergebracht und verköstigt, nur bezahlen musste jeder allein und zwar happig. Da ein wesentlicher Grund meiner Madagaskarreise der Wunsch gewesen war, Lemuren in freier Wildbahn zu sehen, buchte ich die Tour. Auch Steffi und Dano waren mit von der Partie, nur Ulrike hatte keine Lust und wollte sich lieber zwei Tage am Strand langlegen.

Es war ein beispielloser Bilderbuchtag, als unsere Reise in das Land der Lemuren begann. Die Berge der ostmadagassischen Kordilleren ragten wie eine gigantische grüne Wand in den Himmel, und über die Abhänge des Pic St. Louis funkelte das Licht wie auf einem Sonnentepich. Es war einer jener Tage, an denen sich Brasilien und Java, die Südsee und Kerala im Südosten der großen Insel gleichsam die Hände reichten. Zuerst führte die gut ausgebaute Straße stramm nach Westen, vorbei an Dörfern, Märkten und Reisfeldern, auf denen die Bauern die Setzlinge steckten oder mit ihren Zebu-Ochsen die Schlammfurchen zogen. Bananen, Orangen, Mangos, Melonen und alle Arten von Nutzpflanzen gediehen zu Füßen der malerisch gezackten Berge, denen dieser Teil Madagaskars seine Fruchtbarkeit verdankt. An ihnen regnen sich die Wolken ab, von ihnen strömen die Flüsse ins Meer, und von einigen ihrer Gipfel genießen die Touristen die spektakulärsten Ausblicke, die es auf Madagaskar zu sehen gibt.

Umso frappierender wirkte der Landschaftswechsel, sobald wir eine gute Autostunde westlich von Tolagnaro die Ebene erreichten. Gleich hinter den letzten Gebirgsausläufern verschwand das tropische Grün wie abgeschnitten und machte einer abweisenden Landschaft Platz. Als könne der Boden die Hitze nicht halten, war die rote Erde links und rechts der Straße aufgerissen. Von den Regengüssen, die täglich über die südöstliche Küste niedergingen, war kein Tropfen bis in das Dornenland gelangt. Wir befanden uns plötzlich in einer Welt aus Baobabs, Wolfsmilchgewächsen, Christusdornen und Didieraceen, eine Pflanze garstiger als die andere, aber alle Meister darin, sich ihr Minimum an Feuchtigkeit zu sichern.



*Auf dem Weg ins Dornenland*

Aber nicht nur die Pflanzen hatten zu kämpfen, auch für die Antandroy war das Leben im Dornenland kein Zuckerschlecken. Von der Straße aus erblickten wir knochentrockene Mais-, Kartoffel- und Kassavafelder und passierten Marktfrauen, die auf schwarzgebrannter Erde saßen, um ihre Rüben zu verkaufen. Im Schatten windschiefer Hütten